II 48/24
138

ACTA ORIENTALIA

EDIDERUNT

SOCIETATES
ORIENTALES DANICA NORVEGICA
SVECICA

(LE MONDE ORIENTAL)

CURANTIBUS KAJ BARR, HAVNIÆ,
GEORG MORGENSTIERNE, OSLO, H. S. NYBERG, UPSALIÆ

REDIGENDA CURAVIT
JØRGEN LÆSSØE

ADIUVIT
EBBA KERRN LILLESØ

Jug 33303-66

VOL. XXIX, 1–2

APUD EJNAR MUNKSGAARD
HAVNIÆ
1965

BEMERKUNGEN ÜBER VOKAL- UND SCHRIFTSYSTEM DES RUNENTÜRKISCHEN

VON

IBEN RAPHAEL MEYER

Nachdem Vilhelm Thomsen 1896 seine Ausgabe der Orchoninschriften[1] veröffentlicht hatte, schien das Alttürkische nur noch vereinzelte Probleme aufzuweisen. So konnte man sich im allgemeinen dem von Vilhelm Thomsen aufgestellten Lautsystem des Runentürkischen anschliessen, insofern die sonst vorhandenen Quellen unter sich keine wesentlichen Diskrepanzen zeigten und anscheinend nicht über das Lautsystem hinausreichten, das sich innerhalb des Rahmen des runentürkischen Schriftbildes aufstellen liess. »Gemeintürkische« Rekonstruktionen deckten sich im grossen Ganzen mit dem Runentürkischen.[2]

Die Probleme, die entstanden, als man die gegenseitigen Verhältnisse der altaischen Sprachen zu klären suchte, sowie die Heranziehung des Tschuwaschischen, mussten das bisherige Bild des Gemeintürkischen in Frage stellen und somit auch unser Bild des Runentürkischen beeinflussen, das man bisher als fast identisch mit dem Gemeintürkischen betrachtet hatte. In demselben Masse, wie man jetzt in entscheidenden Punkten das Gemeintürkische einer Revision zu unterziehen versucht, wird die Richtigkeit der ursprünglichen Interpretation des runentür-

[1] Vilh. Thomsen, *Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées.* Mémoires de la Société Finno-ougrienne. V. (Helsingfors 1896).

[2] Vgl. z. B. Holger Pedersen, *Türkische Lautgesetze.* ZDMG, Bd. 57, S. 559: »Wer meine Ansichten teilt, wird die Sprache der Orkhoninschriften als nahezu urtürkisch bezeichnen müssen«.

kischen Schriftbildes angezweifelt und zwar nicht nur in Einzelfragen, sondern auch dort, wo es um prinzipielle Fragen geht. So zeigen die Arbeiten, die im Laufe der späteren Jahre erschienen sind, dass man mit Vilhelm Thomsens lautlicher Interpretierung wesentlich gebrochen hat.

Die folgenden, das Vokalsystem betreffenden Bemerkungen sind durch die fast gleichzeitig erschienenen Ausgaben der Tonjuquqinschrift veranlasst, welche mit den beiden Orchoninschriften zusammen zu dem zentralen Material gerechnet werden muss: *Materialien zu den alttürkischen Inschriften der Mongolei. Gesammelt von G. J. Ramstedt, J. G. Granö und Pentti Aalto, bearbeitet und herausgegeben von Pentti Aalto.* Journ. de la Société Finno-ougrienne 60. (Helsinki 1958) und René Giraud, *L'Inscription de Baïn Tsokto.* Édition critique. (Paris 1961).

Aalto will mit seiner Ausgabe, wie er hervorhebt, zunächst neues Material zugänglich machen, während Giraud auf Grund des schon vorhandenen Materials die bisherigen Ergebnisse kritisch durchmustern will. Die beiden Ausgaben ergänzen einander; so sind Girauds Konklusionen nur zu diskutieren, insofern sie innerhalb der Lesungsmöglichkeiten fallen, die Aaltos Materialiensammlung bietet (hier wird nicht zuletzt an die zum ersten Mal publizierte autentische Wiedergabe der Inschrift gedacht). Als bequeme Grundlage einer Diskussion werden wir uns aber – wenn die Auffassungen beider Forscher auch in manchen Fragen, die hier zu behandeln sind, übereinstimmen – an Girauds kritische Arbeit halten und werden nur Aaltos Ausgabe berücksichtigen, wenn dadurch eine Lesung korrigiert werden kann.

Im allgemeinen wird man sich wohl darüber einigen können, dass eine erschöpfende Analyse des Schriftsystems die Grundlage jeder weiteren Beschäftigung mit den Inschriften bilden muss. Giraud hat auch dies als eine Hauptaufgabe gesehen, und in der ausführlichen Analyse des Zeicheninventars und in dem Textkommentar werden die Prinzipien, die seiner Transkription zu Grunde liegen, begründet. Gegen Girauds Interpretation des Schriftsystem lässt sich jedoch einwenden, dass diese im grossen Ganzen auf eine interne Schriftanalyse der Tonjuquqinschrift baut, die sich hier als methodisch unzulänglich erweist; es erhebt

sich die Frage, ob ein solches Verfahren als einziges Prinzip sich überhaupt mit einer korrekten lautlichen Interpretation vereinigen lässt.

Wie Vilhelm Thomsen, aber im Gegensatz u. a. zu Aalto, setzt Giraud sowohl *ä*, *i* als auch *é* an, lezteres im Fall von wechselnden Notationen: entweder *ä* (als Null ausgedrückt) oder *i*. Giraud interpretiert aber auch in Fällen ein *é* hinein, wo in der Inschrift immer *ä* notiert wird, andere Quellen aber *é* zeigen.[3] Giraud zieht in diesen Fällen zwar auch anderes Material heran, unterlässt aber hier, zwischen einem *é* primären Ursprungs (d. h. <**ē*, z. B. jak. *siät-*, trkm. *it/d-*, osm. *jät/d-*, 'führen', wo die südtürkischen Formen regelrecht intervokalische Lenes nach vorhergehendem ursprünglichem Langvokal aufweisen) und einem *é* sekundären Ursprungs (<**ä*) als fakultativem, kombinatorisch bedingtem Vertreter des **ä* (z. B. jak. *sit-*, trkm., osm. *jät-*, az. *jét-*) zu unterscheiden.

In palataler Umgebung hat **ä* auch im Runentürkischen ein *é* ergeben, und zwar in den Fällen, wo *i* notiert wird, und wo gewisse Jenissejinschriften das *é*-Zeichen benutzen. Da aber der Übergang **ä* > *é* fakultativ ist,[4] ist bei der Transkription des

[3] Giraud a. a. O. S. 37.

[4] z. B. Tonj. 35: *kᵃčdᵗmᵗz*, Kāsγ.: *kätti*, az. *kéč-* <**käč-*, 'hinübergehen'. – L. Ligeti (vgl. *Sur la langue des Afchars d'Afghanistan*. AO (Hung.), VII, 2-3. S. 115–117) zieht eine Reihe Wörter heran, deren Vertretungen in verschiedenen Mundarten gegen die Interpretierung von K. Thomsen (*The closed »e« in Turkish*. AO (Havn.), XXII, S. 150–153) – dass ein geschlossenes, kurzes *é* im Türkischen nur auf **ä* zurückgehe, – sprechen sollte. Die Aufrechterhaltung eines ursprünglichen kurzen *é* stellt aber eine unnötige Komplikation dar, wenn wir folgendes in Betracht ziehen: 1. Die »Alternation« *é* ~ *ä* im Azerbajdjanischen entspricht der Alternation *i* ~ *ä* in anderen Mundarten in dem Sinne, dass az. *é*, wenn dies auf Kurzvokal zurückgeht, als kombinatorisch bedingte, aber fakultative Vertretung eines *ä* zu interpretieren ist, so. z. B. vor *v*: *sév-*, 'ljubit', *dévlet*, 'Staat'; fakultativ auch z. B. in Kontakt mit *č*: *kéč-*, 'prochodit', das sich in den meisten anderen Quellen allerdings mit *ä* erhalten hat: trkm., osm. *gäč-*, jak. *käs-*. Die alternative Vertretungsmöglichkeit liegt z. B. in az. *däri*, 'Leder', aber jak. *tirl*, vor. – 2. Wir stellen fest, dass sowohl im Turkmenischen als auch im Jakutischen sporadisch Verkürzungen (oder das Gegenteil) zu verzeichnen sind (vgl. M. Räsänen, *Materialien zur Lautgeschichte der türkischen Sprachen*. Studia Orientalia XV. Helsinki 1949, S. 68). Wenn wir also trkm., osm. *gil/d-*, 'go' gegenüber az. *gét-*, trkm. und osm. *el/d-*, 'do' gegenüber az. *ét-* finden, lässt sich wegen der intervokalischen *d*-Formen nur ursprüngliche Vokallänge supponieren, und Fälle wie

Runentürkischen *ä* zu verwenden, wenn in einer und derselben Inschrift nur die Notation: *ä* vorliegt, wenn auch das betreffende Wort in anderen Quellen sekundäres *ė* aufweist, d. h. dass es in älteren Quellen eventuell mit *i* notiert ist, in den heutigen Mundarten mit *ä* oder *i* vorliegt (oder mit einem Vokal, der in den Mundarten, wo die Vokalverschiebung eingetritten ist, ein *i* voraussetzt), eventuell mit *ė* im Azerbajdjanischen, aber mit kurzem Vokal im Jakutischen oder Turkmenischen. Anders gesagt: Es ist berechtigt mit Giraud *bėš*, '5' zu transkribieren; das Wort kommt in dieser Inschrift nicht mit notiertem *i* vor, nur mit der Notation: *ä*. Da aber die Notation des *ė* in den Inschriften fakultativ ist, kann die *ä*-Notation angesichts jak. *biäs* und trkm. *bäš* hier nur als *ė* (< **ē*) interpretiert werden. Dagegen ist es irreleitend, das *ä* z. B. im Worte *käjik*, 'Wild'[5] als ein *ė* aufzufassen; es wird in der Inschrift nicht mit *i* notiert und muss deshalb angesichts trkm. *käjik* ein ursprüngliches *käjik* vertreten, wenn auch das Wort genügende Bedingungen für die sporadische Vertretung des *ė* enthält, welches in anderen Quellen begegnet. Trotzdem transkribiert Giraud (a. a. O. S. 79) die Notationen *sini* und *bini* dort mit *i*, wo das *i* wegen des *i* der folgenden Silbe gerade als Ausdruck für *ė* sein kann (vgl. z. B. jak. *min*, wo die Vokalqualität auf der Einwirkung des nachfolgenden *i* der obliquen Kasus beruhen kann).

Die fakultative Notation: *ä* oder *i* für *ė* mag natürlich, wie auch in den späteren türkischen Quellen in arabischer Schrift[6], zu einem gewissen Schwanken beigetragen haben, was z. B. Tonj. 7: *blg* – statt zu erwartendem *bilg* – erklären würde.

---

az. *ärkäk*, 'samets' = trkm. ärkäk = jak. irgäx wären als Schwankungen dieser Art zu erklären. So wie wir auf Grund einer Reihe von evidenten Belegen die gemeintürkische Opposition, Kurzvokal:Langvokal feststellen und auf dieser Grundlage gewisse Schwankungen verzeichnen müssen, lässt sich die alternative Vertretung: *i* ~ *ä* (az. *ė* ~ *ä*) auf ein **ä* reduzieren, da die Belege, die scheinbar auf ein **ė* zurückzuführen wären, sich mit den obenerwähnten Schwankungen zusammen am einfachsten als Verkürzungen erklären lassen, so z. B. az. *säz-*, = trkm., osm. *säz-*, 'feel'.

[5] Giraud a. a. O. S. 37.

[6] So unterscheidet u. a. Ibn Mühenna (P. M. Melioranskij, *Arab filolog o turetskom jazyke*. Sankt Petersburg 1900) nicht zwischen *ė* und *ä*, da *ä* auch *yā* notiert wird, z. B. *il*, 'ruka' = trkm., az. *äl*.

Giraud macht besonders darauf aufmerksam, dass in der Tonjuquqinschrift einmal ein *ä* notiert wird, dem aber in allen anderen Quellen ein *i* gegenübersteht.[7] Diese Notation wird jedoch von anderer Seite her bekräftigt. Das betreffende Wort, das im Satze Tonj. 52: *sgküčgbrtm$^{ä}_{i}$k* vorkommt, als *äš* (*äs*) notiert, kommt in den Orchoninschriften im selben Hendiadys stets mit notiertem *i* vor, wobei das in Frage stehende Hendiadys mit z. B. osm. *iş güç*, 'Arbeit, Beschäftigung' identifiziert worden ist. Im Osmanischen ist das erste Glied natürlich mit osm. *iş*, 'Arbeit' identifiziert worden, das in allen Quellen eindeutig auf **ī* zurückweist (trkm. *īš*, jak. *īs* u. s. w.). Ramstedt, der das Hendiadys in der von ihm herausgegebenen Šine Usu-Inschrift: *išⁱg küčᵘg* (Š U, Ost 5),[8] wieder fand, stellt es aus semantischen Gründen mit jak. *iäs kūs* zusammen.[9] Diese semantische Identifikation ermöglicht aber auch eine lautliche, da sich sämtliche Formen auf **ēš* zurückführen lassen. Da ferner ein **ēš* im Osmanischen ein *iş* ergeben konnte und jedenfalls in der arabischen Schrift mit *yā* notiert werden musste, wäre die Umdeutung hier verständlich.[10]

Die Frage, ob gewisse Notationen in der Runenschrift mit gemeintürkischer Vokalquantität in Verbindung zu bringen seien, ist verschiedentlich behandelt worden. Schon Karl Foy hat darauf hingewiesen, dass die sporadisch vorkommenden Plenenotationen von *a* in den Orchoninschriften einem *ā* im Jakutischen gegenüberstehen.[11] Diese Notationen kommen recht spärlich vor; (es handelt sich in den Orchoninschriften um *at*, 'Name', *ač*, 'hungrig', *'ač-*, 'hungrig sein' und *tam*, 'Mauer, Wand'). Die Quantitätsverhältnisse des Turkmenischen haben inzwischen die

[7] Giraud a. a. O. S. 37, und im Wörterliste: *ēš*, 'travail'.

[8] G. J. Ramstedt, *Zwei uigurische Runenschriften in der Nord-Mongolei*. Journ. de la Soc. Finno-ougr. XXX, 3. Helsinki 1913. S. 20–21, S. 51.

[9] E. K. Pekarskij, *Slovar jakutskago jazyka*. 1–3. Petrograd 1917–27: *iäs*, 'dolg, zaem'; *iäs kūs il*, 'polučat pomošč ot kogo ssudoj'; *iäs kūs biär*, 'pomogat komu ssudoj'.

[10] Da Kāşyarī (Atalay I; 47,10): ايش, *'eş, arkadaş'* langvokalisch ist – (das Wort scheint im Turkmenischen oder Jakutischen nicht belegt zu sein) – erhebt sich die Frage, ob **ēš*, 'Genosse' letzten Endes mit dem ersten Glied des betreffenden Hendiadys identisch ist.

[11] Karl Foy, *Türkische Vokalstudien*. MSOS III, 1900. S. 180–215.

Voraussetzung geschaffen, diese Notationen und die Quantitätsfrage überhaupt im Lichte eines umfangreichen und sicheren Materials verstehen zu können.[12] Die Übereinstimmung der obenerwähnten Wörter der Orchoninschriften, wo das a plene notiert ist, mit jak. *ā*, wird von dem 'Wahrsagebuch'[13] bestätigt, wo ein *a* der ersten Silbe häufig plene notiert ist, aber im Jakutischen oder Turkmenischen nie einem kurzen *a* entspricht: 2: *ala*, 'piebald' (= trkm. *āla*); 7, 29: *aq*, 'white' (= trkm. *āq*); 15, 80: *ara*, 'between' (= trkm. *āra*); 20, 21 (bis): *az-*, 'go astray' (= trkm. *āz-*); 89: *az*, 'little' (= trkm. *āz*); 34: *anïy*, 'evil' (nicht belegt im Jakutischen und Turkmenischen); 26: *yaš*, 'fresh' (= trkm. *yāš*); 36: *qan(ta)* (= trkm. *qān*, 'Blut' – wenn hier nicht *qanta* als 'where' zu übersetzen ist, wie Gerard Clauson vorschlägt;[14] in dieser Form ist das Wort aber nicht im Jakutischen oder im Turkmenischen belegt, vgl. jak. *xaja*, 'kotoryj').

Die Plenenotationen sind also mit der gemeintürkischen Vokalquantität in Verbindung zu bringen, und zwar, wo es sich um einen *a* der ersten Silbe handelt.[15]

Auch gewisse andere Notationen des Runentürkischen sind als Ausdruck der Vokallänge interpretiert worden. Pritsak hat – zur Bestätigung einer Deutung eines bestimmten Wortes in den Wolgabolgarischen Grabinschriften – behauptet, dass die speziell qualitätsangebenden Silbenzeichen, denen Vokalzeichen entsprechender Qualität (z. B. *kö*) folgen, als Ausdruck für Vokallänge in der Runenschrift zu interpretieren seien.[16] Mit

[12] E. D. Polivanov, *K voprosu o dolgich glasnych v obščeturetskom prajazyke.* Comptes rendus de l'AS de l'URSS 1927. S. 151–153. M. Räsänen, *Über die langen Vokale der türkischen Lehnwörter im Ungarischen.* Fin.-ugr. Forsch. XXIV, S. 246–255. L. Ligeti, *Les voyelles longues en turc.* JA CCXXX. S. 177–204.

[13] Vilhelm Thomsen, *Dr. M. A. Stein's manuscripts in Turkish »runic« script from Miran and Tun-Huang.* Sml. Afh. III., S. 217–267.

[14] Sir Gerard Clauson, *Notes on the »Irk Bitig«.* UaJ. XXXIII, 3–4. S. 222 (§ 24).

[15] In der Tonjuquqinschrift finden sich keine Plenenotationen von *a* in erster Silbe. Giraud, der in Tonj. 5: *arqada* mit plenenotiertem *a* in der ersten Silbe liest (a. a. O. S. 72), hat dies als ärqa interpretiert, wobei jedoch trkm. *arqa* nicht berücksichtigt wird. Wenn wir aber mit Aalto hier *ïrāqda* (vgl. Photo S. 15 bei Aalto) lesen, stellen die *a*-Notationen in der Tonjuquqinschrift keine Ausnahmen dar.

[16] Bolgaro-tschuwaschica. UaJ, XXXI, S. 278–279.

Rücksicht darauf, dass die Runenschrift eine Silbenschrift ist in dem Sinne, dass die übrigen Konsonantenzeichen auch zur Angabe der Vokalqualität dienen, da sie, wenn sie isoliert und in der ersten Silbe stehen, *a/ä* implizieren, und nur, wo es sich um ursprünglichen Langvokal handelt, Plenenotation verwendet, würde Pritsaks Behauptung eine annehmbare Arbeitshypothese sein.[17]

Pritsaks Zusammenstellung von einem rekonstruiertem **köväč* in den Wolgabolgarischen Grabinschriften mit dem runentürkischen *k$^{\delta}$öč-*, 'umziehen' ('Wahrsagebuch' 51) hat die soeben erwähnte Interpretierung von Konsonantenzeichen mit entsprechendem Vokal hervorgerufen, indem die diphontongierte (oder zweisilbige) Form des Wortes im Wolgabolgarischen ursprüngliche Vokallänge voraussetzen würde. Deshalb wird die Notation: *k$^{\delta}$ö* als Kriterium der Vokallänge im Runentürkischen angesetzt. Pritsak lässt hier ausser Betracht, dass sowohl das Jakutische als das Turkmenische im betreffenden Worte kurzen Vokal zeigen (trkm. *göč-*, jak. *kös-*). Das Wort kommt auch im Tschuwaschischen vor; *kus-*, und da z. B. **köz*, 'Auge' im Tschuwaschischen ebenfalls als *kus* vorliegt, und wie **köč-* im Runentürkischen sich mit der Notation: *k$^{\delta}$ö-* findet (z. B. Orkun, I § 10, 11; II § 11), meint Pritsak auch für dieses Wort auf Grund des runentürkischen Schriftbildes ursprüngliche Vokallänge feststellen zu können.

Wenn Pritsak mit seiner Annahme recht hat, müssen wir diesen Fällen, wo in der Runenschrift z. B. *k$^{\delta}$ö* notiert wird, und dementsprechend das Jakutische und das Turkmenische kurzen Vokal zeigen, Verkürzungen im Gemeintürkischen feststellen. Anders gesagt: Das Runentürkische und das Wolgabolgarische vertreten somit eine Sprachform, die über das Gemeintürkische hinausweist, und runentürkische Notationen wie *k$^{\delta}$ö*, gegenüber einem tschuw. *ku-* (= Wolgabolg. *kövä-*), vertreten eine Sprachform, die sich mit dem Gemeintürkischen nicht deckt.

Um diese Behauptung zu verifizieren, wären runentürkische Notationen, die *kö-* (mit kurzem Vokal) vertreten, sowie die ihnen entsprechenden Vertretungen im Tschuwaschischen erforderlich. Da aber die möglichen Notationen für *kö-* im Runentürkischen,

[17] In diesem Zusammenhang ist zu bemerken, dass nur ein *a*, nie ein *ä* plenenotiert wird, was mit der Behauptung übereinstimmt, dass es kein langes *ä* gab.

ob diese nun kurzen oder langen Vokal vertreten, im Tschuwaschischen ausschliesslich entweder *kăva-* (z. B. tschuw. *kăvak*, trkm. *gök*, jak. *küöx*, 'blau' = runent. *kök*) oder *ku-* (z. B. tschuw. *kus-*, trkm. *göč-*, jak. *kös-*, 'umziehen' = runent. *köč-*) vertreten, und da ferner tschuw. *-ăva-* niemals kurzem Vokal im Jakutischen oder im Turkmenischen entspricht, ist nur eine Folgerung zu ziehen: Das Tschuwaschische weist nicht über die gemeintürkische Opposition *ö:ü* hinaus, und die wechselnden runentürkischen Notationen sind dementsprechend zu interpretieren und sind daher in Bezug auf die Quantität als arbiträr aufzufassen.[18]

Dieselben Einwände, die hier gegen Pritsaks Hineininterpretierung von Vokallänge in das Runentürkische angeführt worden sind, betreffen auch Pritsaks spätere Hineininterpretierung von Diphtongen.[19]

In den beiden Orchoninschriften gilt (wie man schon früher bemerkt hat)[20] die Regel, dass das einem speziell qualitätsangebenden Silbenzeichen entsprechende Vokalzeichen notiert

[18] Die Zusammenstellung, *köč-* mit *kw'lğşr* in den Wolgabolgarischen Grabinschriften scheint übrigens aus mehreren Gründen fragwürdig. Es bleibt aber noch die Frage nach der Interpretation von Wolgabolg. 𐰚𐰃𐰴, 'Tag', dessen Lesung evident ist (vgl. S. E. Malov, *Bulgarskaja i Tatarskaja epigrafika.* Epigrafika Vostoka II, S. 43). An sich bietet die tschuwaschische Form des Wortes, *kun*, 'Tag' ein Problem, insofern es sich mit dem **kün*, auf das alle anderen Quellen hinweisen, nicht unmittelbar zusammenstellen lässt.

[19] *Das Alttürkische.* Handbuch der Orientalistik. Abt. 1, Bd. 5: Altaistik. 1: *Turkologie.* (Leiden–Köln 1963). In der Textprobe der Tonjuquqinschrift (S. 51) wird z. B. *küörär* (Tonj. 1) transkribiert. Pritsak interpretiert dementsprechend auch diejenigen Doppelnotationen von *uăw* im Ujgurischen, die sonst als verstreute Ausdrücke für Vokallänge aufgefasst worden sind, als Diphtonge (vgl. A. von Gabain, *Alttürkische Grammatik.* Leipzig 1950, S. 45–47). Da ist jedoch zu bemerken, dass es Doppelnotationen gibt, die keiner Vokallänge entsprechen. So finden sich in dem – ziemlich konsequent notierten – Khuastuanift (*Br. Stein's Turkish Khuastuanift from Tun-Huang.* Ed. by A. von Le Coq. JRAS 1911) sowohl *oon*, '10', *ool*, 'Feuer' als auch *ool*, 'Kraut', von welchen letzteres im Jakutischen und Turkmenischen kurzes *o* zeigt. Da es sich hier um Doppelnotation von *o* handelt, liegt es nahe, eine Verbindung mit der schriftmongolischen Tradition anzunehmen, wo ein *o* (um dies von *u* zu unterscheiden) zweifach notiert werden kann (*yooa* u. s. w.).

[20] Vgl. A. C. Emre, *Türk lehçelerin mukayeseli grameri.* I. *Fonetik.* (Istanbul 1949). S. 32–33.

wird, wenn dieses Silbenzeichen als Initialkonsonant der Wurzelsilbe erscheint; diese Regel hält auch im grossen Ganzen für die Tonjuquqinschrift Stich.[21] Wenn wir diese Notationspraxis den übrigen der türkischen Runenschrift zugrundeliegenden Prinzipien gegenüberstellen, bilden die Notationen der ersten Silbe ein in mehreren Beziehungen konsequentes System, und die hier besprochenen Notationen, wo dem speziell qualitätsangebenden Silbenzeichen ein notiertes Vokalzeichen entsprechender Qualität folgt, wären als die für die Runenschrift einzige Möglichkeit einer – einigermassen – eindeutigen Wiedergabe des Initialkonsonanten zu bestimmen in Anbetracht der Tatsache, dass 1) ein postkonsonantischer Vokal (wenn wir von einem Vokal im Auslaut und von sporadisch vorkommenden Plenenotationen des a für ā absehen) im allgemeinen nur da notiert wird, wo die Qualität des Vokals nicht irgendwie vorausgesetzt ist, d. h. dass einerseits gerundeter Vokal nicht notwendigerweise nach einem gerundeten (implizit oder explizit ausgedrückten) Vokal der vorhergehenden Silbe notiert wird, und dass andererseits ungerundeter Vokal nicht notwendigerweise nach einem ungerundeten (implizit oder explizit ausgedrückten) Vokal der vorhergehenden Silbe notiert wird[22] – und dass 2) die Silbenzeichen grundsätzlich die Kombination: Vokal + Konsonant vertreten, insofern ein Vokal und keine Null vorausgesetzt ist.

Für die erste Silbe gilt also vorläufig folgendes: Die Silbenzeichen vertreten alle eine Silbe vom Typ: Vokal + Konsonant (nicht umgekehrt); die Vokalzeichen werden (mit Ausnahme von a) nicht als »matres lectionis« verwendet.[23]

---

[21] Giraud (a. a. O. S. 38) weist auf die Notation, Tonj. 27: $q^{o}\delta i$ hin, die aber als $q^{o}o\delta i$ (oder besser $\text{ʔ}qo\delta i$) zu lesen ist (vgl. Aalto a. a. O. S. 38–39. Dagegen wird Tonj. 15: $k^{ö}l^{ü}k^{ü}n$ und Tonj. 16: $q^{o}p^{u}n$ notiert, welche Notationen zusammen mit Tonj. 26, wo $j^{ä}l^{ü}$ $k^{ö}r$ gelesen wird, in dieser Inschrift die einzigen Fällen wären, wo das Vokalzeichen nicht notiert ist.

[22] Siehe unten.

[23] Pritsak (*Das Alttürkische*, S. 28–29) behauptet, dass die Runenschrift ausschliesslich eine Silbenschrift sei, indem er die Vokalzeichen als »matres lectionis« auffasst, und somit die traditionelle Ansicht vertritt, dass die speziell qualitätsangebenden Silbenzeichen (wie ʔq) in Bezug auf den Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Silben ambivalent seien.

Wenn wir nun das Vokalsystem der nicht-ersten Silben näher untersuchen, – das mehr oder weniger durch die Vokalharmonie geregelt wird, – erhebt sich die Frage, wie sich das Schriftsystem der nicht-ersten Silben zu dem der ersten verhält, und ob sich überhaupt eine konsistente Formulierung des gesamten Schriftsystems mit Recht aufstellen lässt.

Die Interpretierung des Vokalsystems der nicht-ersten Silben des Runentürkischen ist mit gewissen Schwierigkeiten verbunden,[24] und die Konfrontierung des runentürkischen Schriftbildes mit anderen Daten scheint in vielen Beziehungen zu einer Verschleierung der Prinzipien, die der Runenschrift zugrundeliegen, beigetragen zu haben, und zwar um so mehr, als die Interpretation des damaligen Materials hier unsicher war. Wenn man die Beschaffenheit der damals vorhandenen älteren Quellen (vor allem das Kutadgu bilig) betrachtet, die sich durch Schwanken hinsichtlich der Durchführung der Labialharmonie auszeichnen, sowie das Schwanken, das in dieser Hinsicht auch in den späteren islamisch-türkischen Schriftsprachen herrscht, ist es durchaus begreiflich, dass die Interpretierung des runentürkischen Schriftbildes der nicht-ersten Silbe problematisch wurde.

Auf Grund des Schriftbildes des Runentürkischen leuchtete es ein, dass man zwischen *a*-haltigen, *u*-haltigen und *i*-haltigen Suffixen zu unterscheiden hatte. Die Fragen, die die Runenschrift nicht mit Sicherheit beantworten konnte, waren 1: Ob es die Labialharmonie (wie sie damals auf Grund der übrigen Quellen aufgefasst wurde) auch im Runentürkischen gab (d. h. ob gewisse *u*-haltige und *i*-haltige Suffixe der Labialharmonie unterlagen) – und 2: Ob die Palatalharmonie in allen Fällen durchgeführt war.

Was die erste Frage anbelangt, kam Vilh. Thomsen in seiner Ausgabe der Inschriften zu keiner endgültigen Entscheidung.[25]

[24] Vgl. auch Pritsak, *Das Alttürkische*, S. 28–29: »Die Silbenzeichen werden mit Konsonantenwerten wiedergegeben, die Vokale pflegt man willkürlich einzusetzen. So führen z. B. die einen Forscher die Labialharmonie durch, die anderen aber bleiben bei den I-Vokalen«.

[25] Vgl. *L'alphabet runiforme turc*. Sml. Afh. III. København-Kristiania, 1922, pp. 34–35: »En raison de la relation réglementée qui, dans tous les idiomes turcs, existe entre les voyelles d'un mot, il est, la plupart du temps, facile de suppléer la voyelle sous-entendue, et en tout cas c'est à peine si, pour les lecteurs du temps,

Radloff dagegen führt für gewisse Suffixe eine vierfache Alternation auf, indem er auf die modernen Süddialekte hinweist, die s. E. dem Runentürkischen in dieser Hinsicht am nächsten stehen.[26] Es hat sich aber erwiesen, dass es die Fragestellung bei Vilhelm Thomsen war, die für die weitere Forschung verhängnisvoll wurde.[27]

Giraud vertritt in seiner Ausgabe der Tonjuquqinschrift die mit geringfügigen Abschattungen bis vor kurzem übliche Auffassung, dass die Suffixreihe, die in den ujgurischen Quellen mit sogenanntem vierfachen Wechsel (*u*/*ü*/*ï*/*i*) vorliegt, mit anderen labialharmonischen Erscheinungen auf gleiche Linie zu stellen sei. Man hat sich hier vorgestellt, dass der vierfache Wechsel ursprünglich mit der *I*-Reihe (*ï*/*i*) identisch, und also als Ergebnis einer Labialisierung (die nach gerundetem Vokal der vorhergehenden Silbe eintritt) aufzufassen sei, und dass die Labialisierung, die in den älteren türkischen Quellen als eine mehr oder weniger ausgesprochene Tendenz vorliegen sollte, mit der Zeit ihre volle Entwicklungsstufe erreicht hätte.

---

ce point a pu susciter aucune difficulté. Autre chose est le fait qu'il n'en reste pas moins diverses séries de cas où nous sommes fondés à hésiter sur la nuance de la voyelle ou, en d'autres termes, sur la portée que peut avoir eue l'influence de l'harmonie vocalique. En cela ma pensée porte surtout sur les cas où, à proprement parler, un affixe a les voyelles grelos *y*, *i* et où le thème contient une voyelle labiale: *o*, *u*, *ö*, *ü*. Dans les langues turques connues, ces cas admettent, en plus ou moins forte proportion, une affection labiale de la voyelle de l'affixe. Et la question se pose: Comment se comportait à cet égard la langue de nos inscription, ou, en tout cas, quels principes doit-on suivre dans la transcription? En somme, à mon sens, on doit soutenir qu'au moins dans la langue des deux grands monuments I et II, l'influence labiale en question a été moins prononcée que dans la plupart des idiomes turcs plus récents, principalement dans les mots ayant plus de deux syllabes; mais la tendance se faisait déja sentir».

[26] Vgl. *Die alttürkischen Inschriften der Mongolei*. N. F. (St. Petersburg 1897). S. 11 ff.

[27] Das Vilhelm Thomsen auf eine endgültige Lösung verzichten musste, beruht auf zwei Umständen: Erstens hat Vilhelm Thomsen den Vokal *i* der dritten Person Perfektum fälschlich auch auf die übrigen Personen übertragen, zweitens hat er die vereinzelten Notationen von *u* (*ü*) nach gerundetem Vokal als Auswirkung einer Labialisierungstendenz aufgefasst und dadurch auch eine erste Formulierung der Bindevokaltheorie angedeutet: »En fait d'affixes commençant par une voyelle (ou ajoutés à l'aide d'une voyelle insérée), l'influence labiale a manifestement été un plus forte, surtout quand l'affixe se termine par une consonne».

Diese Auffassung ist mit Recht von Räsänen kritisiert worden, indem er betont, dass die Reihe mit vierfachem Wechsel neben einer *A*-Reihe, einer *U*-Reihe und einer *I*-Reihe selbständig auftritt und folglich von jenen fern zu halten ist.[28]

Wenn wir aber versuchen, die gewöhnliche Ansicht zu verstehen, sind zwei Umstände zu bedenken: 1. Die *I*-Reihe als solche wurde ursprünglich nicht sicher erkannt; (sie kommt nur in wenigen Suffixen vor).[29] 2. Wegen der unglücklichen Bezeichnung Labialharmonie, die nur eine Seite der Erscheinung bezeichnet, hat man die andere, nicht weniger wichtige, nämlich die Delabialisierungserscheinung, ausser Acht gelassen. Wenn nicht sozusagen die Bezeichnung des Phänomens die Erklärung des Phänomens implizierte, so wäre das Problem des vierfachen Wechsels sicher früher richtig gefasst worden.

Wenn es aber um die Interpretierung des Runentürkischen geht, ist es bemerkenswert, dass schon die Verteilung der Suffixvokale im Ujgurischen die zureichende Voraussetzung für das Verständnis des runentürkischen Schriftsystems bildet: Das alttürkische Material in ujgurischer Schrift enthält keine Elemente, die sich nicht widerspruchslos für das Runentürkische verallgemeinern lassen; welches Phonem der vierfache Wechsel ursprünglich vertritt, ist in diesem Zusammenhang belanglos. Und hier tritt es klar zutage, wie Girauds Analyse des Zeicheninventars unzulänglich ist, indem er, wie erwähnt, für die Aufstellung des Schriftsystems die interne Analyse der Notationen allein massgebend sein lässt und somit bei der Interpretierung des Vokalsystems ausserhalb der ersten Silbe fast gänzlich auf das übrige alttürkische Material verzichtet; so ist das auf diese Weise von Giraud gewonnene System weder konsistent noch mit den Tatsachen in Übereinstimmung.

Giraud[30] stellt fest, dass ein *a/ä* im allgemeinen nur im ab-

---

[28] M. Räsänen, *Beiträge zur Frage der türkischen Vokalharmonie.* Journ. de la Soc. Finno-ougr. XLV. – Vgl. ferner A. Bombaci, *Probleme der historischen Lautlehre der türkischen Sprache.* I. UaJ, XXIV, 1–2 und A. von Gabain, *Alttürkische Grammatik.* (Leipzig 1950), S. 47–48.

[29] So operiert Radloff mit einer *A*-Reihe, einer *U*-Reihe und mit dem vierfachen Wechsel, verhällt sich aber zweifelnd zu einer *I*-Reihe.

[30] Giraud a. a. O. S. 41.

soluten Auslaut notiert wird. Es wäre ausserdem wünschenswert ins Klare zu bringen: 1. Wie sich die Notationen mit *u/ü* und *ï/i* verteilen und 2. Wie die vokallosen Notationen zu interpretieren sind.

Was den ersten Punkt betrifft, weist Giraud nach, dass die Notation von *u/ü* nach einem nicht-labialem Vokal obligatorisch ist (z. B. *altun*);[31] Giraud scheint aber nicht bemerkt zu haben, dass die Notation von *ï/i* sich nach einem labialen Vokal auch als obligatorisch interpretieren lässt. Giraud führt diese Analyse nicht weiter und versucht statt dessen die Plenenotationen und deren Vertretungen zu erklären, indem er auf nicht nur lautliche, sondern auch auf morphologische Distinktionen hinweist. So wird z. B. festgestellt, dass die Aoristformen auf *-r* immer plene notiert werden, insofern sie mit *u/ü* oder *ï/i* gebildet werden,[32] und Tonj. 1: *körr* wird (mit Hinweis auf kom. *körär*) als *körär* interpretiert, während Tonj. 8: *olrr* auf Grund von Tonj. 7, 62: *olrur*, als defektive Notation für *olurur* aufgefasst wird.[33]

Was den zweiten Punkt betrifft (d. h. die vokallosen Notationen), scheint Giraud der üblichen Auffassung zu sein, dass Vokallosigkeit (insofern nicht *a/ä* zu interpretieren ist) als *ï/i* zu interpretieren ist. Für die Annahme, dass die sogenannte Labialharmonie zur Redaktionszeit der Tonjuquqinschrift vorhanden wäre, findet er keine Grundlage.[34] So bleibt Giraud in seiner Interpretierung unsicher, und wo z. B. Tonj. 12: *uds²ïqm* gegenüber *olrs¹qm* steht, wird die Verwendung von *s¹* und *s²* als Beweis dafür herangezogen, dass das betreffende Suffix doch der Labialharmonie unterlag und *-suq/sük/sïq/sik* lautete.[35]

---

[31] Giraud a. a. O. S. 39.

[32] Giraud a. a. O. S. 34, 39.

[33] Ein angebliches runentürkisches »*körär*« musste in derselben Weise wie *körür* notiert werden. Aber erstens zeigt das Ujgurische wie alle älteren Quellen im betreffenden Aorist ein *wäw*, zweitens ist eben für den komanischen Aorist die Verallgemeinerung des *A* auf Kosten des *U* charakteristisch, z. B. kom. *yar* (gegenüber älteres *ïd-ur*), kom. *ölär* (gegenüber *öl-ür*), kom. *qolar* (gegenüber *qol-ur*).

[34] Vgl. z. B. Giraud a. a. O. S. 66.

[35] Giraud a. a. O. S. 81. – Nach Giraud läuft es der Regel zuwider, dass das *ï* von *uðsïqm* (das Giraud als *udïsïqïm* liest) plene notiert wird; Giraud übersieht aber, dass die Notation des stammauslautenden Vokals (*ï* in *uðï-*) gegen die Regel

Wenn wir Girauds Analyse weiterführen, nach der, wie gesagt, gewisse Vokalnotationen (*u/ü* nach ungerundetem Vokal) obligatorisch sind, um zu untersuchen 1. welche Vokalnotationen sonst obligatorisch sind und 2. welche Vokalnotationen nicht-obligatorisch sind, so ergibt sich, dass die Notationen der nicht-ersten Silbe nicht willkürlich sind, sondern sich einer systematischen Analyse unterziehen lassen.

Betrachten wir diejenigen Vokale der nicht-ersten Silbe, deren Qualität (durch Plenenotation oder durch nachfolgendes qualitätsangebendes Silbenzeichen) gegeben ist, können wir feststellen:

1. *A* wird im allgemeinen nur im Auslaut notiert und nimmt somit gegenüber *U* und *I* eine Sonderstellung ein.
2. Notation von *U* (explizit oder implizit ausgedrückt) ist nach einem ungerundeten (explizit oder implizit ausgedrückten) Vokal der vorhergehenden Silbe obligatorisch (z. B. Tonj. 36: *k^{a}lürti*).
3. Notation von *I* (explizit oder implizit ausgedrückt) ist nach einem gerundeten (explizit oder implizit ausgedrückten) Vokal der vorhergehenden Silbe obligatorisch (z. B. Tonj. 25: *yorïldm*).

Untersucht man auf Grund des Obenangeführten, wie dieses *U* nach gerundetem Vokal und dieses *I* nach ungerundetem Vokal notiert werden, ergibt sich folgendes:

1. Notation von *U* (explizit oder implizit ausgedrückt) ist nach einem (explizit oder implizit ausgedrückten) gerundeten Vokal der vorhergehenden Silbe nicht-obligatorisch, d. h. *U* mag notiert (oder implizit ausgedrückt) sein, im allgemeinen wird *U* aber nicht notiert (z. B. Tonj. 7: *öl^{ü}rti*, dagegen Tonj. 10: *ölürl^{a}či*).
2. Notation von *I* (explizit oder implizit ausgedrückt) ist nach einem (explizit oder implizit ausgedrückten) ungerundeten

unterblieben ist. Es unterliegt keinen Zweifel, dass *uðīsīqīm* zu lesen ist. Aber es tritt nicht klar zutage, warum *s*^{1}, selbst nach den von Giraud aufgestellten Regeln für die Verwendung der Sibilanten (S. 46) für die Interpretation: *olursuqīm* verantwortlich wäre: s^{1} ist natürlich auch in Verbindung mit *ī* verwendbar.

Vokal der vorhergehenden Silbe nicht-obligatorisch. – Die Formulierung der *I*-Notationen lässt sich, obwohl in den Inschriften offentsichtlich keine Beispiele für ein *I* nach vorhergehendem ungerundeten Vokal vorhanden sind, das wir eindeutig als *I* (wie etwa das *I* bei den *t*-Aoristen: *yayutïr*) bestimmen können, vervollständigen, indem wir den Vokal der spezifischen *i*-Formen der dritten Person heranziehen, der formell als ein *I* erscheint, und zwar, indem das i dieses Suffixes sowohl nach gerundetem als auch nach ungerundetem Vokal auftritt; (im allgemeinen ist jedoch das *i* der dritten Person Akkusativ: + *in/sin* plene notiert).[36]

Soweit führt uns die Analyse des runentürkischen Schriftbildes. Übrig bleibt eine Suffixreihe, deren Vokal im allgemeinen entweder nicht notiert oder implizit ausgedrückt wird, die sich aber dadurch auszeichnet, dass sie sich einerseits nicht mit notiertem (oder implizit ausgedrücktem) *u/ü* nach ungerundetem Vokal der vorhergehenden Silbe einstellt, und dass sie sich andererseits nicht mit notiertem (oder implizit ausgedrücktem) *ï/i* nach gerundetem Vokal der vorhergehenden Silbe einstellt. Es leuchtet ein, dass diese letzte Suffixreihe von den vorher besprochenen fernzuhalten ist, welche sich ja dadurch auszeichnen, dass ein und dasselbe Suffix (je nach den Umständen) entweder mit obligatorischem oder mit nicht-obligatorischem Vokal erscheint, während die letztgenannte Reihe nur mit nicht-obligatorischem Vokal erscheint (z. B. Tonj. 39: $b^a s^i n^a l^i m$; Tonj. 25: $tul^u nu$).

Wenn wir für eine lautliche Interpretierung des runentürkischen Schriftsystems das Ujgurische, das dem Runentürkischen am nächsten steht, heranziehen, begegnet uns hier eine Suffixreihe, deren Suffixvokal gerade nach gerundetem Vokal gerundet, nach ungerundetem Vokal aber ungerundet ist. Es bleibt also nur die Möglichkeit, die runentürkische Suffixreihe, die nur mit nicht-obligatorischem Vokal auftritt, mit der des Ujgurischen zu identifizieren, in welcher der Vokal als vierfacher Wechsel realisiert wird.

[36] Das Vokalphonem der dritten Person und deren runentürkischen Notationen, werden unten behandelt.

Man hat den vierfachen Wechsel, wie er in den ältesten ujgurischen Quellen vorliegt, als einen Bindevokal erklären wollen, dessen Ursprung in einem reduzierten Vokal zu suchen wäre, (welche Annahme an und für sich wahrscheinlich sein könnte, insofern sie den Tatbestand berücksichtigt, dass der vierfache Wechsel nicht als ursprünglich identisch weder mit der *U*-Reihe, noch mit der *I*-Reihe sein kann).[37] Diesen reduzierten Vokal hat man auch im Runentürkischen finden wollen, indem man das unnotierte Vokalphonem, das sich im Ujgurischen als vierfacher Wechsel manifestiert, als ein »*š*^{e}*wa*« interpretiert hat.[38]

Wie soeben erwähnt, zwingen aber die runentürkischen Notationen an sich zu keiner Revision desjenigen Vokalsystems der nicht-ersten Silben, das wir an Hand des Ujgurischen dem Runentürkischen zuschreiben müssen: Phonematisch decken sich beide Systeme, indem sich das *I* in beiden nur in denjenigen Fällen von dem vierfachen Wechsel (= dem nicht-obligatorischen Vokal des Runentürkischen) unterscheiden lässt, wo *I* nach einem gerundeten Vokal auftritt, und indem sich das *U* in beiden nur in denjenigen Fällen von dem vierfachen Wechsel (= dem nicht-obligatorischen Vokal des Runentürkischen) unterscheiden lässt, wo *U* nach einem ungerundeten Vokal auftritt.

Die Funktion als Bindevokal, die man dem betreffenden Vo-

---

[37] Vgl. M. Räsänen, *Beitrage zur Frage der türkischen Vokalharmonie*, S. 5: »... Bei der Betrachtung der obigen Reihen, fällt es auf, das die Suffixe der vierten Reihe nach konsonantischen Stämmen fast alle mit einem Vokal anlauten, während dieser nach Vokal fehlt. Der wechselnde Vokal ist unter diesen Umständen als ein Bindevokal zu betrachten, der ursprünglich weder zu dem Suffix noch zu dem Stamm gehört. Dieser Vokal ist natürlich ursprünglich äusserst kurz und undeutlich (reduziert) gewesen, so dass seine Assimilation an den Vokal der letzten Stammsilbe durchaus begreiflich ist«. Diese funktionelle Auffassung des vierfachen Wechsels (die, wie erwähnt, auf einer Beobachtung von Vilhelm Thomsen fusst) scheitert u. a. daran, dass nicht alle Suffixe mit vierfachem Wechsel (wie Bombaci a. a. O. S. 94 ff. nachweist) sich als zusammengesetzte interpretieren lassen, z. B. *+luγ/lüg/lïγ/lig*. Der sogenannte Bindevokal unterscheidet sich *funktionell* keineswegs von z. B. *U* (z. B. im Verbalnomen auf *-q*). Wie der sogenannte Bindevokal vor dem stammauslautenden Vokal entfällt, so fällt das *U* des Suffixes *-uq* weg, z. B. Käšγ.: *yïra-*, 'uzaklaşmak, irak olmak' und *yïraq*, 'uzak, irak'.

[38] Vgl. Pritsak, *Das Alttürkische*, S. 29–33 und Gerhard Doerfer, *Türkische und mongolische Elemente im Neupersischen*. Bd. 1: *Mongolische Elemente im Neupersischen*. Wiesbaden 1963, S. 23 ff.

kalphonem zugeschrieben hat, hat wohl teilweise die Hineininterpretierung eines »š°wa« für das Runentürkische verursacht. Vor allem wurde dies durch eine Identifizierung gewisser lautlicher Eigentümlichkeiten des ujgurischen *n*-Dialekts mit dem betreffenden runentürkischen Vokalphonem verschuldet. Gewisse Notationen: *a/ä* des *n*-Dialekts, denen im Normalujgurischen ein *ï/i* entspricht, wurden mit dem nicht-notierten Vokalphonem des Runentürkischen (das in der Runenschrift ja mit der Notation des *a/ä* zusammenfällt) identifiziert. Es ist jedoch zu bemerken, dass diese Identifizierung an folgenden Tatsachen scheitert: Das *a/ä* des *n*-Dialekts ersetzt nur *ï/i*, nicht die gerundeten Vokale, und zwar nur nach einem *a/ä* der vorhergehenden Silbe.[39] Die Notationen *a/ä* des *n*-Dialekts sind offenbar als ein Assimilationsphänomen zu beurteilen, das mit dem nicht-notierten Vokalphonem des Runentürkischen nicht in Verbindung zu stellen ist.[40]

Aus obigen Erwägungen läßt sich für die Interpretierung des runentürkischen Schriftsystems folgendes schliessen:

1. Es besteht keine Diskrepanz zwischen den Notationen, in welchen gerundeter Vokal nach einem gerundeten Vokal der vorhergehenden Silbe notiert ist, und denjenigen, in welchen der gerundete Vokal unter denselben Umständen nicht notiert wird. Es besteht in derselben Weise keine Diskrepanz zwischen den Notationen, in welchen ungerundeter Vokal nach einem ungerundeten Vokal der vorhergehenden Silbe notiert ist, und denjenigen, in welchen ungerundeter Vokal unter denselben Umständen nicht notiert ist. – Es handelt sich hier um schriftliche Varianten (die auf gleicher Linie stehen wie etwa °q/ gegenüber o°q, °qo- gegenüber qo-), und es gibt keine äusseren Kriterien, die es uns erlauben würden, den beiden Notationsformen verschiedenen Wert zuzulegen.

[39] Vgl. A. von Gabain, *Alttürkische Grammatik*. S. 5, 49.

[40] Zur Interpretation des vierfachen Wechsels, siehe übrigens Kaare Thomsen, *Bemerkungen über das türkische Vokalsystem der zweiten Silbe*. AO (Hung.), XVI, 3, wo auf Grund einer phonematischen Suffixanalyse ein gemeintürkisches Vokalsystem aufgestellt wird, in welchem der vierfache Wechsel als **U* bestimmt wird, während der gerundete Vokal, der entweder mit obligatorischer oder mit nicht-obligatorischer Notation auftritt, als **O* bestimmt wird.

2. Für die erste Silbe gilt: Das Silbenzeichen wird als Ausdruck einer Silbe vom Typ: Vokal + Konsonant verwendet, d. h. das Silbenzeichen wird sozusagen regressiv verwendet und impliziert (entweder Vokallosigkeit oder) einen vorhergehenden Vokal gegebener Qualität.
3. Für die nicht-erste(n) Silbe(n) gilt: Das Silbenzeichen wird sozusagen regressiv verwendet und impliziert (entweder Vokallosigkeit oder) einen Vokal gegebener Qualität, d. h. entweder einen Vokal, dessen Qualität durch die vorhergehende Silbe festgelegt ist (in diesem Falle ist die Vokalnotation nicht-obligatorisch) oder einen Vokal, dessen Qualität durch die vorhergehende Silbe nicht festgelegt ist (in diesem Falle ist die Vokalnotation – oder der implizite Ausdruck des Vokals – obligatorisch).
4. Diesem regressiven Prinzip zufolge muss der finale Vokal notiert werden. (Wenn aber ein Suffix an einen vokalisch auslautenden Stamm tritt, ist die Notation des ursprünglichen auslautenden Vokals nach dem Regressivitätsprinzip entweder obligatorisch, und zwar in den Fällen, wo der ursprüngliche Stammvokal durch die vorhergehende Silbe nicht gegeben ist (z. B. Orkun I C V, II Ş 4: *y^{a}γutïr*), und der Vokal wird hier notiert, (vgl. jedoch Tonj. 12: *uδsïq^{ï}m*), oder nicht-obligatorisch, nämlich in den Fällen, wo der ursprüngliche Stammvokal durch die vorhergehende Silbe gegeben ist (z. B. Orkun I D 12, II D 11: *y^{a}γ^{ï}si*), und der Vokal wird hier notiert oder bleibt unnotiert).[41]
5. In der ersten Silbe wird *A* durch die Silbenzeichen (insofern diese nicht speziell qualitätsangebend sind) implizit ausge-

[41] Gerard Clauson (*Turkish and Mongolian Studies*. London 1962. Prize Publication Fund, XX. S. 84–89) nimmt für das Runentürkische unnotierte, kurze Finalvokale an, die im späteren Türkischen geschwunden sein sollen. Alle Finalvokale des Runentürkischen, welche in den späteren arabischen Quellen plenenotierten Vokalen entsprechen, werden von Clauson als langvokalisch bezeichnet. So interpretiert Clauson die Notation: *türk* (die sich neben der Notation: *türk* findet) als *türkä* und findet diese Form durch chotanesische, tibetische und chinesische Wiedergaben bestätigt. Wie nun diese aufzufassen sein mögen (die sakischen Formen: *türki, türka, türki, türkä* lassen sich auch als rein iranische Umbildungen beurteilen, vgl. H. W. Bailey, *Languages of the Saka*. Handbuch der Orientalistik. Abt. 1, Bd. 4: *Iranistik*. Leiden–Köln 1958, S. 141 ff.), können sie an sich für eine Interpretation des Türkischen nicht massgebend sein.

drückt, was damit übereinstimmt, dass das *A* ausserhalb der ersten Silbe unnotiert bleibt (es sei denn, dass das *A* im Auslaut steht und somit nicht vorausgesetzt ist).

Die Frage, ob die Palatalharmonie im Runentürkischen in allen Fällen durchgeführt ist, d. h. die Frage nach der lautlichen Interpretierung des, im allgemeinen plenenotierten, *i* vor n^2 (*n* der palatalen Reihe) im Akkusativ des Possessivsuffixes der 3. Person, bei palatalen wie bei velaren Stämmen, wird von Giraud nicht berücksichtigt.[42] Wegen der Verwendung des n^2 auch in Wörtern mit velarem Stamm hatte Radloff erkannt, dass der Vokal des betreffenden Suffixes palatal war und noch nicht der Vokalharmonie unterlag.[43] Vilhelm Thomsen schloss sich Radloffs Ansicht an unter Berücksichtigung der Tatsache, dass ausserdem das anlautende *s* des betreffenden Suffixes nach Vokalstämmen (+*sin*) auch in velaren Wörtern mit s^2 notiert wird.[44] Dies wurde durch das Tschuwaschische bestätigt, wo der palatale Vokal des betreffenden Suffixes nach velaren Stämmen erhalten ist.[45]

---

[42] Bei der Beurteilung der Plenenotationen des *i* unterscheidet Giraud (a. a. O. S. 33 ff.) zwischen »*i* constituant en soi un élement morphologique« und »*i* pertinent« und nimmt an, dass die Plenenotationen zur morphologischen Distinktion dienen.

[43] Vgl. *Die alttürkischen Inschriften der Mongolei.* (St. Petersburg 1895). S. 185.

[44] Vgl. *Turcica.* Sml. Afh. III. S. 119.

[45] Es lässt sich vorläufig nicht entscheiden, ob hier ein palatales, aber neutrales **i* vorliegt, wie das Tschuwaschische vermuten lässt: *učĕ*, 'sein Pferd' gegenüber 1. Pers.: *ulăm*, 'mein Pferd'; – ebenso ist im Präteritum das Suffix der 3. Person palatal: *pulčĕ*, 'er wurde' gegenüber *pulăm*, 'ich wurde'. (Die Palatalisierung bezieht sich nicht auf die Quantität, sondern nur auf die Qualität, vgl. *ašă*, 'warm' = **isig*). Die entsprechende jakutische Vertretung, sowohl im Possessivsuffix der 3. Person als auch in der 3. Person des Perfekts: *a/ä*, z. B. *basa*, 'sein Kopf' gegenüber *basïm*, 'mein Kopf' und *bïsta*, 'er schnitt' gegenüber *bïstïm*, 'ich schnitt', scheint auf **e* hinzuweisen. Zu Gunsten eines **e* der nicht-ersten Silbe sprechen auch andere Fälle, – die im ganzen Sprachgebiet, jedoch besonders zahlreich im Jakutischen belegt sind, – wo der Vokal bald ein **ä* (z. B. jak. *börö*, 'Wolf'), bald ein **i* (z. B. runent. *böri*, kom. *böri*, *börü*, trkm. *böri*) indiziert. (Vgl. ferner jak. *könö*, Radl.: ktsch., koib. *kŏnä*, runent., ujg. *köni*, kom. *köni*, *könü*, 'recht, gerade'; jak. *xasa*, Käšγ. *qazï*, chak. *xazï*, 'Bauchfett'; jak. *lolo*, Käšγ., Radl.: sag., koib., küär. *lolï*, osm. *dolu*, 'Hagel'; jak. *sürbä*, Radl.: küär., bar., tar. *jigirmä*, *jigirbä*, runent., ujg. *jegirmi*, osm. *yirmi*, '20'; jak. *ulluŋ*, Radl.: sag., koib. *ullïŋ*, Käšγ. *uldaŋ*, 'Sohle'; ujg., Käšγ. *täri*, osm., trkm. *däri*, Radl.: alt., tel., schor., küär. *tärä*, 'Leder'; ujg. *kämi*, Käšγ. *kämi*, *kimi*, osm. *gämi*, *trkm. gämi*, Radl.: alt., tel., küär. *kämä*, kom. *kämα*, 'Schiff'). – Das *é* der nicht-ersten Silbe in den Brahmitexten

Wie soeben erwähnt wurde, fallen die umstrittenen Plenenotationen von *i* vor n^2 innerhalb des Rahmen des Schriftsystems. Diese Notationen zeichnen sich zwar dadurch aus, dass das i nach vorhergehendem ungerundetem Vokal normalerweise plene notiert wird, sind aber auch in dieser Hinsicht verständlich, wenn wir die Fälle heranziehen, wo ein auslautender Vokal vor Suffix notiert wird, obwohl die Vokalnotation nicht-obligatorisch ist.

So bleibt nur noch das Problem, wie die Notation s^2 (in s^2i und s^2in^2) in den beiden Orchoninschriften sich mit dem oben formulierten Regressivitätsprinzip verträgt. (Die Tonjuquqinschrift ist für diese Frage belanglos, da s^2 hier, wie Giraud bemerkt,[46] als neutrales Silbenzeichen verwendet wird, also sowohl in Verbindung mit palatalem wie mit velarem Vokal, z. B. Tonj. 6: $s^2q^ind^im$, während s^1 sich nur mit velaren Vokalen verbindet): s^2 setzt in diesem Falle den nachfolgenden Vokal *i* (oder *ï*)[47] voraus, und die Notation des Suffixes s^2i (und s^2in^2) stellt also eine Ausnahme vom Regressivitätsprinzip dar, die insofern verständlich ist, als der betreffende Suffixvokal an sich eine vokalharmonische Ausnahme bildet.

Es besteht also eine gewisse Verbindung zwischen der Vokalharmonie und dem Regressivitätsprinzip: Insofern Vokalharmonie vorliegt, ist das Regressivitätsprinzip völlig durchgeführt; wo sich die Vokalharmonie noch nicht durchgesetzt hat, muss das Regressivitätsprinzip irgendwie ergänzt werden.

---

lässt sich vorläufig nicht mit genügender Sicherkeit beurteilen, obwohl hier *é* sporadisch notiert wird, wo z. B. die jakutische Vertretung in Verbindung mit anderen Quellen auf ein *é* hinweist: *altė* = jak. *alta*, '6', *ytė* = jak. *sättä*, '7' u. s. w. Zur Interpretierung von Tonj. 48 hat Vilhelm Thomsen (vgl. *Turcica*. Sml. Afh. S. 157–158) eine Jenissejinschrift herangezogen, wo *ägritäbėm* zu lesen ist (vgl. S. E. Malov, *Jenisejskaja pismennost tjurkov*. Moskva–Leningrad 1952, S. 83). Die betreffende Zeichengruppe in der Tonjuquqinschrift – ob wir mit Clauson (vgl. Aalto a. a. O. S. 60) *ägri täbä* oder mit Vilhelm Thomsen *ägri täbi* lesen wollen, – ist von Clauson und auch von Giraud (a. a. O. S. 112–113) überzeugend als 'buckliges Kamel' interpretiert worden. Es ist auffallend, dass das Wort in den Jenissejinschriften als *täbė* vorkommt, in der Tonjuquqinschrift von Vilhelm Thomsen *täbi* gelesen wird, und dass ferner Kāšγarī (vgl. Atalay III, 139) *γā* oder *alif* schreibt.

[46] A. a. O. S. 46.

[47] s^2 darf nicht, wie Vilhelm Thomsen meinte, (vgl. *Turcica*. Sml. Afh. III., S. 119) als Indizium eines palatalen oder »neutralen« *i* aufgefasst werden; s^2 wird auch vor dem *i*-Vokal des vierfachen Wechsels verwendet, z. B. Orkun I C 2: $b^ets^2i_iq$.